

CATE CAMPBELL

# BENEDICT HALL

Stolzes Herz in stürmischer Zeit

ROMAN



Weltbild

Benedict Hall  
Stolzes Herz in stürmischer Zeit

### Die Autorin

Cate Campbell wuchs als Arztochter auf und hat mehr Berufe ausgeübt, als sie zählen kann: Sie war Lehrerin, Sprechstundenhilfe, Kellnerin, Sekretärin, Verkäuferin und Sängerin. Ein Leben lang hat sie sich für Medizin, Geschichte und die Stadt Seattle begeistert. *Benedict Hall* ist ihr erster Roman.

Cate Campbell

# Benedict Hall

Stolzes Herz in stürmischer Zeit

Roman

Aus dem Amerikanischen von Marie Henriksen

**Weltbild**

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*Benedict Hall* bei Kensington Books

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Louise Marley  
Published by Arrangement with KENSINGTON PUBLISHING CORP.,  
New York, NY, USA.  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2016 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.  
Übersetzung: Marie Henriksen  
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.  
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß  
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Ruta Production;  
© jessicakirsh; © Debu55y; © anshar)  
Satz: Catherine Avak, Iphofen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-331-2

2019 2018 2017 2016  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Im Gedenken an meinen Vater, F. M. Campbell, M.D.

Frank Parrish ging die Stufen des Alexis Hotels hinunter und in Richtung Public Market, als die Ladenbesitzer eben ihre Gitter für den Tag hochzogen. Er schritt weit aus, bemühte sich jedoch, nicht zu eilen, auch wenn er am liebsten gelaufen wäre. Fahles Sonnenlicht glitzerte auf dem grauen Wasser der Elliott Bay, und eine steife Brise kühlte Franks Wangen. Er schlug seinen Mantelkragen hoch, während er gierig die salzige Luft einatmete und wünschte, er könnte das brennende Feuer in seinem Arm kühlen. Seine Schuhe knallten auf dem hölzernen Gehweg des Market, als er an den festen Ständen vorbeikam, wo bald schon Fischhändler ihre Waren ausrufen würden, und den Tagesständen, wo die Farmer Kartoffeln, Kürbisse und Zwiebeln auftürmten. Der Wegbeschreibung eines Hotelpagen folgend, stieg er die kurze Treppe zum Café auf der oberen Ebene hinauf. Das Café ragte über die Pier und bestand aus einem einzelnen Raum mit schmiedeeisernen Tischen und Stühlen sowie einer Zinktheke, die sich über eine Seite erstreckte. Weiße Baumwollvorhänge filterten die Sonnenstrahlen, die von der Bay hereinschienen.

Das Café hatte schon geöffnet, doch waren noch keine Gäste da. Eine Frau in einer langen Latzschürze blickte mit einem automatenhaften Lächeln auf, als Frank durch die Tür schritt. »Guten Morgen, Sir.«

Er nahm seinen Hut ab und nickte ihr zu. Ihm entging

nicht, dass ihr Blick zuerst auf das aufgenähte Majorsabzeichen unten an seinem Ärmel und dann unvermeidlich auf den leeren Ärmel auf der anderen Seite fiel, dessen unteres Ende in der Tasche steckte. Ihr Lächeln bekam jene mitleidige Note, die Frank zu fürchten gelernt hatte, und die Frau stellte das Glas ab, das sie gerade polierte. Mit einer sanften Stimme, als wäre er zerbrechlich wie ein Kind, fragte sie: »Kann ich Ihnen etwas bringen, Sir? Kaffee?«

Unsicher nestelte er an seinem Hutrand. Er war nicht hier, um Kaffee zu trinken.

Die Armeeärzte hatten ihm erklärt, dass mit Schmerzen zu rechnen war. In dem Krankenhaus in Virginia gaben sie ihm abwechselnd Laudanum und Morphinum, doch beides machte ihn langsam und dumpf, half indes kaum gegen die Schmerzen. Der freundlichste seiner Ärzte verschrieb ihm Whiskey. Es war Mais-Whiskey aus Kanada, weil kein anderer legal zu haben war, und die Schwestern maßen ihn sorgsam in kleinen Dosen ab. Der Whiskey schmeckte streng und säuerlich, wie es sich für Medizin gehörte, aber er war stark. Und er war das Einzige, was half.

Frank war verdammt froh, aus dem Krankenhaus zu sein, doch der Whiskey fehlte ihm. Der Page hatte ihm zugeflüstert, wie man die Prohibition umging, denn hier hatten sie ja schon vier Jahre Zeit gehabt, sich etwas auszudenken. Und er empfahl dieses Lokal. Frank konnte nur hoffen, dass er von dem, was sie verkauften, nicht erblindete oder diesen seltsamen Tippelgang bekam.

Er mied das Gesicht der Kellnerin, als er seinen Hut auf einen Tisch am Fenster legte. Die Peinlichkeit seines Ansinnens war beinahe so schlimm wie der Schmerz. Allerdings

nicht ganz. »Haben Sie – ähm – auch Stärkeres, Ma'am?«, murmelte er.

Ohne zu zögern, antwortete sie: »Warten Sie kurz, Sir.« Dann verschwand sie durch die Schwingtür hinter ihr.

Frank setzte sich und streckte seine langen Beine unter den kleinen Tisch. Er widerstand dem Drang, seinen Arm mit den Fingern zu kneten. Das würde es bloß schlimmer machen. Überhaupt jede Berührung – ob von Händen, Handtüchern oder Bettlaken – setzte den knotigen Stumpf erst recht in Flammen. Selbst der Hemdsärmel, den Frank vorsichtig gefaltet und in seine Tasche gesteckt hatte, kratzte an der entzündlich roten Haut.

Die Kellnerin kehrte mit einem klobigen weißen Becher zurück. Sie nahm eine Leinenserviette von der Theke auf und kam zu Frank hinüber, wobei der Saum ihrer langen Schürze um ihre Knöchel flatterte. »Hier, bitte, Sir.« Sie legte die Serviette auf den Tisch und stellte den Becher darauf.

Bei der Flüssigkeit in dem Becher handelte es sich eindeutig nicht um Kaffee. Ein beißender Torfgeruch stieg von ihr auf, und Frank lief das Wasser im Mund zusammen. Er nickte dankend und zwang sich zu warten, bis die Frau wieder hinter ihre Theke gegangen war, ehe er einen ersten Schluck nahm.

Der Whiskey löste ein willkommenes Brennen in seiner Kehle aus, das Frank beinahe ein Stöhnen entlockte. Mit dem zweiten Schluck strömte Wärme in die Reste seines linken Arms. Der dritte floss in dieselbe Richtung, ähnlich einem Strom, der gen Meer strebte, und spülte den Schmerz aus dem verstümmelten Fleisch, den zertrümmerten Knochen und den zerrissenen Nervenbahnen. Er reichte sogar

weiter, bis dahin, wo weder Fleisch noch Knochen waren, und linderte den Phantomschmerz, der Frank die halbe Nacht gequält hatte.

Obwohl er wusste, dass ihn die Kellnerin beobachtete, konnte Frank nicht anders, als die Augen zu schließen und vor Erleichterung zu seufzen.

Die letzte Nacht war er in seinem Hotelzimmer auf und ab gewandert, die Zähne zusammengebissen gegen die Todespein in seinem Arm. Es war ein kleines Zimmer, das günstigste, das im Alexis zu haben war: sechs Schritte zur Tür, drei zum Fenster, vier weitere zum Bett. Diese Kurzstrecken war er wieder und wieder abgelaufen, während er die Stunden zählte bis zum winterlich trägen Sonnenaufgang hinter dem Fenster. Nun brachten ihm die drei Fingerbreit Whiskey in seinem Bauch endlich Linderung. Er wollte vor Dankbarkeit weinen.

Die Kellnerin erschien wieder neben ihm, nahm den leeren Becher und stellte einen neuen hin.

Frank blickte weiter zu dem Ausschnitt der spiegelglatten Bucht, den er durch den Vorhangspalt sah. »Danke«, sagte er mit einer vom Whiskey rauhen Stimme.

Die Frau blieb neben seinem Tisch stehen. »Ein wunderschöner Morgen für Januar, nicht?«

»Ja, Ma'am.« Mit einiger Überwindung lehnte er sich zurück, hob das Kinn und sah sie an.

Sie war unscheinbar, nicht mehr ganz jung, hatte müde Augen und einen traurigen Mund. Zaghafte fragte sie: »Haben Sie Ihren Arm drüben verloren, Sir?«

Er hasste es, die Worte auszusprechen. Deshalb hob er den Becher an und leerte ihn in einem Schluck zur Hälfte.

Doch sie blieb hartnäckig. »War das in Frankreich?«  
Frank stellte den Becher ab und sagte tonlos: »Jerusalem.«  
Verwirrung machte sich auf ihrer mitleidigen Miene breit.  
»Jerusalem?«

»Ja.« Die meisten Amerikaner wussten so gut wie nichts über den Krieg gegen die Türken, was Frank wohlbekannt war.

Sie zupfte an ihrer Schürze. »Bestimmt war es furchtbar.«

Frank zuckte mit der Schulter, was zur Folge hatte, dass der Ärmel aus der Tasche rutschte. Er steckte ihn mit der rechten Hand zurück. Die Kellnerin drehte sich von ihm weg, um die Vorhänge aufzuziehen, sodass er vollen Ausblick auf die Bucht hatte. Ein schwarzer, mit Stapeln von Kisten beladener Frachter verließ den Hafen. Aus den beiden Schornsteinen waberten zwei längliche Rauchwolken. Möwen segelten über den Fischerbooten an der Pier, stürzten sich immer wieder hinab auf die Ladung, und Chinesen in formlosen Hosen trugen Zinneimer voller Schalentiere und Körbe mit Lachsen umher.

Die Kellnerin kam an Franks Tisch zurück. »Kann ich Ihnen etwas zu essen bringen, Sir?«

»Nein.« Frank leerte den Becher und reichte ihn ihr. Dann stand er auf und griff nach seinem Hut. »Ich möchte bitte bezahlen.«

Sie trat zwei Schritte zurück, in jeder Hand einen Becher. »Verzeihen Sie. Ich rede wohl zu viel«, sagte sie und wurde rot. »Gehen Sie nicht, Sir. Ich lasse Sie auch in Frieden.«

»Ist schon gut«, erwiderte Frank, und leider klang seine Stimme schroff. Er tauchte eine Hand in seine Tasche, um seine Geldbörse herauszuholen.

Die Kellnerin ging noch einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf. »Wir berechnen nichts für unsere Männer in Uniform, Sir. Mein Chef sagt, jeder Mann, der gegen die Hunnen gekämpft hat, verdient einen Drink.«

»Sehr freundlich von ihm.« Frank holte einen Vierteldollar heraus und legte ihn auf den Tisch. »Dann ist das für Sie.«

Mit diesen Worten setzte er seinen Hut auf und eilte nach draußen, ehe sie ihm danken konnte. Seine Stiefelabsätze knallten auf der Treppe und den Holzbohlen des Gehwegs.

Auf dem Market fanden sich bereits die ersten Leute ein. Bei den Fischhändlern feilschten zwei Frauen in langen Wintermänteln um rosarote Lachsstücke. Hausfrauen schlenderten an den Gemüseständen entlang, befragten Rüben und Kartoffeln. Die Morgenluft war erfüllt vom Mówengeschrei im Wind, dem Schlagen von Pferdehufen auf dem Pflaster und dem schrillen Heulen eines Automobilmotors. Frank ließ das alles hinter sich und wanderte die First Avenue hinauf auf der Suche nach einem Frühstück.

Der Duft von gebratenem Speck lockte ihn in eine kleine Seitengasse namens Post Street. Sie war zu eng, als dass hier allzu viel Verkehr herrschen konnte. Die Gebäude waren klein, ein wenig verfallen und standen schief nebeneinander wie eine Reihe schlecht gemachter Holzzähne. Frank kam an einem italienischen Lebensmittelladen vorbei, wo gerade Kisten mit Gemüse nach draußen gestellt wurden, an einem Barbier mit einem gestreiften Pfosten vor dem Laden, einem Schuster, der sich zum Gruß mit schwarzverfärbten Fingern an die schmutzige Mütze tippte. Schließlich fand er ein winziges, schlichtes Speiselokal, in dessen Fenster eine Tafel in Kreideschrift FRÜHSTÜCK 75c verkündete. Frank schritt an

dem Türstopper in Form eines eisernen Hahns vorbei in das rauchige Innere. Er musste den Kopf einziehen, um sich nicht an dem niedrigen Türrahmen zu stoßen.

Drinne gab es nur zwei Tische, und Koch und Kellner waren ein und derselbe Mann, aber das Essen war heiß und sättigend. Frank machte sich über Rührei, dicke Würstchen und mit Zwiebeln gebratene Kartoffeln her. Als er fertig war, blieb er noch bei einem schwarzen Kaffee sitzen und blickte durch das schmutzige Fenster hinaus zu den Passanten.

Er lehnte sich vor, um eine große Frau zu beobachten, die auf das Speiselokal zukam. Sie trug eine schwarze Ledertasche in ihrer verhüllten Hand. Ihr eher kurzer und mit einem Pelzkragen besetzter Mantel klaffte ein wenig auf, sodass man darunter das lose sitzende Kleid mit der tiefen Taille sehen konnte. Es reichte nur bis zu ihrer Wadenmitte und gab den Blick auf starke, schmale Fesseln frei. Ihr Hut war solch ein eimerförmiges Ding, und ihr Haar war zu einem modischen Bob geschnitten, der ihren Hals unbedeckt ließ. Ihre kleinen Brüste, die weder von einem Mieder noch einem Korsett gestützt wurden, wippen bei jedem ihrer Schritte.

Frank versuchte, sich Elizabeth so gekleidet vorzustellen, was ihm nicht gelang. Als er sie das letzte Mal gesehen hatte, streiften ihre Röcke den Schafttrand ihrer halbhohen Stiefel, und ihre Bluse war bis zum Hals zugeknöpft gewesen. Ihr Hut hatte eine breite Krempe gehabt, auf der ein kleiner Blumenstrauß steckte.

Der Koch erschien neben Frank, um den leeren Teller abzuräumen. Er nickte zu der Frau, die nun das Fenster passierte. »Diese modernen Mädchen«, murrte er. »Nackte Beine, kurzes Haar. Rauchen. Und die da ist ein Doktor. Das

ist unanständig. Da fragt man sich, wofür man gekämpft hat, was?»

Frank blickte zu dem bierbäuchigen Mann mit dem dichten Backenbart und der fleckigen Schürze auf. Eigentlich wollte er widersprechen, aber in gewisser Weise hatte der Koch recht. Die Veränderungen, die Frank in seinem Land – und in sich selbst – entdeckte, verstörten ihn. Er war mit dem Streben nach Ruhm und Ehre in den Krieg gezogen, um nichts als Dreck und Verschwendung zu finden. Die leblosen Körper der Feinde bescherten ihm ebenso wenig Freude wie die blutigen Leiber seiner eigenen Männer im Schlamm der Hügel. Irgendwie hatte er dort draußen mehr verloren als seinen Arm. Ein anderer Teil von ihm war ihm auch abhandengekommen.

Und es war nicht bloß der Krieg. Die Armee musterte ihn in eine Gesellschaft aus, die er kaum wiedererkannte. Der achtzehnte und neunzehnte Verfassungszusatz traten in Kraft, während er in Virginia im Hospital war. Seine neue Arbeit hatte sich ohne Vorwarnung in Luft aufgelöst, und Elizabeth – nun, vielleicht war es zu viel verlangt gewesen, dass sie sich nicht verändert hätte. Nichts war mehr wie früher.

Er griff in seiner Tasche nach dem Geld für sein Frühstück, und der Koch kehrte zurück, um es wortlos aufzunehmen. Frank bedankte sich einsilbig, verließ das Diner und ging zu seinem Hotel zurück.

Erst drei Tage zuvor hatte Frank Parrish nach einer langen Zugfahrt von Virginia die King Street Station von Seattle erreicht. Eine Stunde lang stand er mit seinem Koffer in der Hand am Bahnhof, inmitten des Trubels dieser aufstrebenden

den Stadt. Er sah Gesichter jeder Hautfarbe, Gestalten jeder Form und in den unterschiedlichsten Gewandungen, angefangen von Hauswarts-Latzhosen bis hin zu Nerzstolen mit glänzenden toten Augen, die ihn im grellen Lampenschein anfunkelten. Eine Zeit lang stellte er seinen Koffer ab, um seine Finger auszuruhen, dann nahm er ihn wieder auf, weil er sich sorgte, dass jemand ihn stahl.

Alles, was er auf dieser Welt besaß, war in dem Koffer: seine Entlassungspapiere, seine Krankenakte, seine alte Uniform, seine Medaille in der kleinen schwarzen Schachtel, sowie ein Bündel Briefe von Elizabeth.

Bei dem Gedanken an diese Briefe zuckten seine Mundwinkel. Schwester Gregorio hatte ihm angeboten, sie zu verbrennen. Jetzt erinnerte er sich nicht mehr, warum er es ihr nicht erlaubt hatte. Vermutlich war es Starrköpfigkeit oder, was auch möglich wäre, schlichter Unglaube gewesen. Elizabeth war Teil seiner Zukunft, seit er siebzehn war.

Dasselbe galt auch für die Ranch in Bitterroot Valley, und auch dieser Zukunftstraum war verpufft. Was konnte ein Einarmiger schon auf einer Rinder-Ranch ausrichten? Vielleicht wäre es anders gewesen, hätte er sich an die Prothese gewöhnen können, doch jeder Versuch, sie anzulegen, löste solche entsetzlichen Schmerzen aus, dass sowohl er als auch die Armeeärzte es aufgaben.

Nachdem er eine weitere Stunde gewartet und zwei weitere Züge mehr Reisende entladen hatten, musste Frank sich damit abfinden, dass ihn niemand von der Alaska Steamship Company abholen kam. Es würde schon alles gut, sagte er sich. Er hatte Eccles' Brief in der Tasche, in dem er ihm die neue Stelle fest zusagte und ihm ein Hotel empfahl. Zweifel-

los hatte jemand die Daten seiner Ankunft oder die Zugnummer verwechselt. Sein Arm tat weh, wie immer, doch es würde sich bessern, wenn er ein wenig ging, sich nach Tagen des Eingepferchtseins bewegte. Also fragte er einen Gepäckträger nach dem Weg und drängelte sich durch die wuselnde Menge aus dem Bahnhof.

Franks erster Eindruck von Seattle war: Grau. Der Himmel, die Straßen und die nebelverhangenen Gebäude waren sämtlich in trüben Farben gehalten. Automobile knatterten zwischen Pferdekutschen und Ochsenkarren. Fußgänger trugen Regenschirme über den Köpfen und Gummistiefel an den Füßen, um sich gegen die nassen Straßen zu schützen. Als Frank in die Yesler abbog, schepperte eine Straßenbahn vorbei, deren Scharlachrot der einzige Farbkleck in dieser Szenerie war.

Weiter vorn erblickte Frank den dumpfen Schimmer des Hafens. Hinter ihm waren dichtbewaldete Hügel. Ein Regenschauer erfrischte die Luft, während Frank weiterging, und alles zusammen ergab eine Atmosphäre von kühlem Charme. Ein Anflug von Zuversicht überkam Frank. Er fand das Alexis Hotel an der Ecke First und Madison. Wieder stellte er seinen Koffer ab, um seinen Kragen zu richten und sich die Regentropfen aus dem Haar zu wischen, bevor er den Koffer erneut anhub und hineinging, um sich ein Zimmer zu nehmen.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr war Franks gute Stimmung dahin. Bei der Alaska Steamship Company hatte Eccles eine Entschuldigung für sein gebrochenes Versprechen gestammelt. Er gab dem Generalstreik im Jahr zuvor die

Schuld, dem Ansturm zurückkehrender Soldaten, der Wirtschaftskrise, die dem kriegsbefeuerten Boom ein jähes Ende bereitete. Eccles bot Frank nicht an, für seine Reisekosten aufzukommen, und Frank war zu stolz, als dass er zugeben wollte, den Großteil seiner Ersparnisse für das Zugticket ausgegeben zu haben. Ohne ihm ins Gesicht zu sehen, reichte Eccles ihm die Hand zum Abschied und wünschte ihm Glück. Unterdes hatte Frank höchstens ein Dutzend Worte gesagt.

Er nahm die Straßenbahn zurück zum Hotel und verbrachte den Rest des Tages auf seinem Zimmer, wo er überlegte, was er nun tun sollte. Bei seiner Ankunft hatte ihn schon ein Brief von seiner Mutter erwartet, der nach wie vor ungeöffnet auf der Marmorplatte des Waschtisches lag. Frank hielt seinen schmerzenden Armstumpf in der rechten Hand, blickte durchs Fenster in den finsternen Nieselregen und wünschte sich von Herzen, er wäre in dem Feldlazarett außerhalb Jerusalems seiner Verwundung erlegen.

Jetzt, an seinem dritten Tag in Seattle, breitete Frank Parish den Inhalt seiner Geldbörse auf dem Nachtschrank aus und betrachtete ihn. Es gemahnte vage an die Begutachtung der verbliebenen Munition, bei der man sich fragte, ob sie ausreichte, um sich auf den nächsten Hügel durchzuschlagen. Mit der Zeit war ihm das Laden seines Gewehrs, das Prüfen des Bolzens beständig verhasster geworden. Die Lee-Enfield sollte sein ganzer Stolz sein, doch der Anblick der Patronen, kalt, hart und tödlich, beschwor Bilder von zerrissenem Fleisch, starren Augen, hängenden Lippen und den gequälten Posen der Toten herauf. Bisweilen kostete es ihn schon alle Kraft, seinen Widerwillen zu überwinden und die

Patronen ins Magazin zu laden, hinzunehmen, dass er, wenn der Befehl erging, seine Büchse auf menschliche Wesen abfeuerte.

Ihm entfuhr ein missmutiger Laut. Er sollte wahrlich aufhören, an all das zu denken. Heute Morgen war Geld sein Problem.

Frank hatte das College verlassen, um in den Krieg zu ziehen, zu ungeduldig, als dass er erst abwartete, bis sein Land ihn überhaupt erklärte. Zu jener Zeit schien es das Großartigste und Abenteuerlichste, was er tun konnte. Die britischen Uniformen, der geschliffene Akzent der Offiziere und die Romantik der Kavallerie hatten ihn von den Seminarräumen, den Hörsälen und dem jungenhaftem Zeitvertreib weggelockt. Die Armee des Königs hatte mit Freuden einen Mann rekrutiert, der sich mit Technik ebenso gut auskannte wie mit Pferden. In der Royal Army hatte er zunächst seine technische Kenntnis beweisen dürfe, Brücken gebaut und Straßen umgelegt. Er hatte die Arbeit geliebt, bis er die richtige Schlacht sah.

Nichts als Blut und Innereien – buchstäblich – die den Glanz des Krieges abstumpfen ließen.

Er warf seine geleerte Geldbörse beiseite und nahm den Brief seiner Mutter auf. Im Geiste sah er sie über den Küchentisch gebeugt sitzen und im Licht einer Petroleumlampe schreiben, während sein Vater sich die Pfeife stopfte und ins Kaminfeuer sah. Frank hatte noch mit seiner Antwort gewartet – zuerst weil er hoffte, ihnen Gutes von seiner neuen Stellung berichten zu können, und nun hatte er ihnen nichts zu schreiben.

Eine Welle von Mitgefühl für seine Eltern überrollte ihn,

nur konnte er nicht arbeitslos und ohne Geld nach Hause fahren. Auch Elizabeth und seinen alten Freunden wollte er so nicht unter die Augen treten. Er blickte hinab zu dem, was von seinem linken Arm geblieben war. Das Schlimmste war das Wissen, dass es seine Schuld war. Eine törichte Verschwendung. Mit einem angewiderten Schaudern zog er seinen Ärmel nach unten und stopfte ihn in seinen Hosenbund.

Dann hob er sein Geld auf, steckte es zurück in die Börse und stellte sich ans Fenster. Die Morgensonne war hinter einer dichten Wolkenbank verschwunden, und die Straßen der Stadt wirkten kalt und unfreundlich. Sie waren noch nicht ganz vom Tag zuvor getrocknet, und jetzt sah es nach neuem Regen aus. Frank wandte sich wieder zum Schreibtisch, wo seine Liste mit möglichen Arbeitgebern lag. Trotz der großzügigen Dosen Whiskey, die ihm die Kellnerin mit dem traurigen Gesicht gab, fing sein Arm abermals zu schmerzen an.

Als er gerade nach der Liste griff, wurde zaghaft an die Tür geklopft. »Herein«, rief er, und die Tür öffnete sich eben weit genug, dass Frank das scheue Gesicht des chinesischen Zimmermädchens erkennen konnte.

»Oh, Verzeihung, Sir.« Ihre Stimme war hell und dünn wie die eines kleinen Vogels. »Ich dachte, Sie wären aus. Ich komme später wieder.«

»Nein«, sagte er barscher als beabsichtigt. Die Schmerzen machten ihn immer gereizt. Er richtete sich auf und strengte sich an, freundlicher zu klingen. »Nein, ist schon gut. Kommen Sie ruhig herein.«

Sie war ein bedauernswertes Ding von der Statur eines Kindes und mit tiefen Schatten unter den riesigen Augen. Mit frischen gefalteten Laken über dem einen Arm kam sie

herein, und Frank hatte den Eindruck, dass ihr Gang unsicher war. Er holte einen Vierteldollar aus seiner Börse und legte ihn aufs Kopfkissen, bevor er an dem Mädchen vorbei aus dem Zimmer ging und sich seinen Mantel überhängte.

Auf halbem Weg den Korridor hinunter fiel ihm ein, dass er seine Liste vergessen hatte. »Mist«, murmelte er, kehrte jedoch nicht um. Die Liste war ohnehin eher beliebig und führte lediglich jede Möglichkeit auf, die Frank in dem dünnen Telefonbuch von Seattle entdecken konnte.

Er verließ das Hotel und bog in Richtung Hafen. Wenn Alaska Steamship keine Stellung für ihn hatte, dann vielleicht Pacific Coast oder das Shipping Board. Sollten die ebenfalls nichts haben, würde Frank einfach überall anklopfen, wo er eine Chance vermutete, und sehen, was sich ergab.

In der Good Eats Cafeteria an der Ecke First und Cherry gab er einen Dollar für ein Mittagessen bestehend aus Fischsuppe und Brot aus. Beim Essen warf er einen Blick in eine Ausgabe der *Seattle Daily Times*, die jemand liegengelassen hatte. Die Schlagzeile schrie in sechs Zentimeter hohen Lettern, dass die Arbeitslosigkeit höher denn je war. Frank drehte die Zeitung um und schob sie weg.

Als er seine Rechnung zahlte, lächelte ihm die Kassiererin zu. Sie war auf eine Jungmädchenart hübsch, mit rosigen Wangen und klaren Augen, während ihre breiten, abgearbeiteten Hände denen der Landmädchen in Montana ähnelten. Frank tippte sich an die Mütze, und das Mädchen errötete. Dann trat er aus dem Café und bog nach links.

»Hey!«, rief eine Stimme irgendwo hinter ihm.

Frank ging weiter, da er annahm, dass der Ruf nicht ihm galt.

»Hey!« Diesmal war ein Lachen in der Stimme zu hören, das Frank vage bekannt vorkam. »Cowboy, sind Sie das wirklich?«

Nun blieb Frank stehen und drehte sich langsam um. »Cowboy« war mal sein Spitzname gewesen, und er hätte nicht gedacht, ihn je wieder zu hören.

Ein junger Mann kam leichtfüßig über die Straße zu ihm gelaufen und wick einem Farmer mit einem Karren voller Gemüse aus. »Cowboy!«, rief er wieder.

Frank widerstand dem Wunsch, in die Menge abzutauschen, und wartete, bis der andere seine Gehwegseite erreicht hatte. Als sein alter Kamerad bei ihm war, sagte er: »Benedict. Ich hatte ganz vergessen, dass Sie aus Seattle sind.«

Preston Benedict schleuderte ihm seine Hand entgegen und rief aus: »Brat mir einer einen Storch!« Sie schüttelten sich die Hände, bevor Benedict munter fortfuhr: »Ich war gewiss, dass diese Quacksalber Sie umgebracht haben.«

»Nicht ganz.« Frank zog seine Hand zurück und musterte Preston Benedict verwundert. Er hatte nichts mit den anderen Veteranen gemein, die Frank kannte. Sein Gesicht war sonnengebräunt, sein Blick klar und unbekümmert. Das helle Haar bauschte sich über der Stirn. Neben ihm fühlte Frank sich alt und verbraucht.

»Kommen Sie mit«, sagte Benedict mit einem Hand-schwenk. »Lass uns was trinken, dann können Sie mir alles erzählen.« Er legte seine linke Hand auf Franks Rücken, als wollte er ihn führen. Seine Finger glitten quer über den Mantel und stießen auf den leeren Ärmel.

Rasch nahm Benedict die Hand herunter und starrte auf den leeren Mantelärmel, der unten in der Tasche steckt.

»Verdammt, Cowboy! Was für ein lausiges Pech. Sie haben ihn doch verloren.«

Franks Kiefer schmerzte, und ihm wurde bewusst, dass er die Zähne zu fest zusammenbiss. Er sagte nur »Ja«, denn plötzlich durchfuhr ihn ein heißer, brennender Schmerz.

Benedict packte seinen gesunden Arm. »Na los, wir brauchen einen Drink. Ich kenne ein gutes Lokal.«

Ein Drink klang besser denn je, trotzdem schüttelte Frank den Kopf. »Ich kann nicht«, sagte er. Vorsichtig entwand er sich Benedicts Griff, was nicht leicht war, denn Preston Benedict hatte kräftige Finger.

»Warum nicht?«, fragte Benedict.

Frank trat einen halben Schritt auf Abstand. »Termin«, sagte er. »Ich bin auf Arbeitssuche.«

Benedicts Lächeln wurde breiter, und er klopfte Frank auf seine gute Schulter. »Genau wie ich, alter Knabe! Genau wie ich. Wir können Erfahrungen austauschen. Auf was für eine Arbeit hoffen Sie?«

»Konstruktion«, antwortete Frank mit einer gleichgültigen Handbewegung. »Ich kam her, um bei Alaska Steamship zu arbeiten, aber der Streik ... Die Stelle ist weg.«

Benedict schnalzte mit der Zunge. »Das ist ein Jammer, Cowboy.«

Frank zuckte mit der Schulter.

Dann lachte Benedict. »Redselig wie eh und je, was?« Seine blauen Augen blitzten, und sein Lächeln war unbekümmert und offen. Frank fragte sich, warum er den Mann nicht leiden konnte. Hatte er nie, nicht einmal als sie beide im Osten unter Beschuss standen.

»Hören Sie, alter Knabe«, sagte Benedict. »Ich lasse Sie ge-

hen, wenn du darauf bestehst. Aber Sie müssen zum Abendessen zu uns kommen. Wo wohnen Sie?»

»Im Alexis. Ein paar Tage zumindest noch.«

»Ein gutes Hotel! Hervorragend. Ich schicke einen Wagen. Sechs Uhr?»

»Danke, aber ich denke nicht ...«

Wieder klopfte Benedict ihm auf die Schulter. »Keine Widerrede! Sie müssen meine alten Herrschaften kennenlernen und ihnen erzählen, was für Helden wir zwei waren.« Sein Grinsen war so unschuldig wie das eines Jungen. »Wagen um sechs!« Mit diesen Worten war er fort, lief abermals über die belebte Straße, ehe Frank eine Ausrede eingefallen war.

Er schalt sich im Geiste, als er weiterging. Es war nett von Benedict, vorzugeben, dass sie Freunde seien. Als sie sich kennenlernten, war Frank bereits desillusioniert und den Krieg gründlich leid gewesen. Er hatte einige Freunde in Allenbys Armee gefunden, doch die meisten von ihnen waren in der Türkei gestorben. Folglich wollte er sich lieber mit niemandem mehr anfreunden, erst recht nicht mit Benedict, dessen Enthusiasmus für das Schießen, für die blutigen Angriffe und die Vernichtung des Feindes ihm fremd war. Frank war im Feldlazarett gewesen, als Benedict aus Jerusalem zurückkehrte, und als seine erste, brutale Operation vorbei war, befand Benedict sich bereits auf einem Schiff nach Hause.

Jetzt erinnerte Frank sich, gehört zu haben, dass Preston Benedict der jüngste Sohn einer reichen Familie aus Seattle war. Er wünschte, er hätte die Essenseinladung vermeiden können, so nett sie auch gemeint sein mochte. Ihm grauste vor einem förmlichen Dinner, bei dem er sich möglichst höflich gegenüber wohl situierten Fremden geben musste. Small-

talk zählte, wie Preston so treffend bemerkte, nicht zu Franks Stärken.

Preston beglückwünschte sich, als er die Western Avenue hinaufschlenderte, wo Kulis und Indianer auf den glitschigen Holzbohlen der Pier arbeiteten, weiß der Himmel was für Ladungen hin und her schleppten und sich in ihren seltsamen Sprachen unterhielten. Seine Mutter würde sich freuen, dass er einen Kriegskameraden mit nach Hause brachte, noch dazu einen ranghohen Offizier. Vater würde Parrish mögen. Jeder mochte ihn. Sein Bruder Dick dürfte froh sein, noch jemanden kennenzulernen, der mitten im Geschehen gewesen war. Das mit dem Arm war zu schade; andererseits hatte ein verwundeter Kriegsheld auch etwas Schillerndes. Ja, dies würde ein schöner Tag werden. Und vielleicht wurde Margot ja im Hospital aufgehalten und versäumte das Dinner. Das wäre besonders gut.

Der Saphir, der unter seinem Hemd an einer Silberkette hing, fühlte sich kühl und schwer an. Preston berührte ihn und dachte, dass er sich bald entscheiden sollte, wo er arbeiten wollte. Es müsste ein Büro sein, in dem seine Kriegserfahrung und der Name Benedict für ein gehöriges Maß an Respekt sorgten. Hatte er sich erst die richtige Firma ausgesucht, würde er sich mit dem Eigner zusammensetzen und seine Zukunft planen.

Er kam zu einer Bank mit Blick auf die Bay, ließ sich darauf fallen und streckte seine Beine aus. Der Himmel hatte sich aufgeklart, und die Wintersonne schien auf die Olympic Mountains, die jenseits der Bucht in schneegekrönter Pracht aufragten. So angenehm es auch sein mochte, entspannt in

den Tag hineinzuleben, war er nun bereits seit einem ganzen Monat untätig. Das sollte lang genug für einen Mann sein, um sich von seinen Kriegserlebnissen zu erholen.

Der Nahe Osten war anfangs ein scheußlicher Ort gewesen, den Krieg zu verbringen. Allenbys Leute benahmen sich wie Snobs, blickten hochnäsiger auf die Yankees herab und verdonnerten Offiziere wie ihn zu Laufburschenarbeiten. Er musste an den Versorgungslinien entlangflitzen und anderer Leute Ausrüstung schleppen, als wäre er ranggleich mit irgendeinem Kuli.

Dann aber, als die Kämpfe in den Hügeln von Judäa verebbten, waren Carter und er mit Allenbys Truppen in Jerusalem einmarschiert, und alles hatte sich verändert.

Für einen Moment schloss Preston die Augen im milden Sonnenschein. Ein Scharren von Füßen auf dem Gehweg veranlasste ihn, sie wieder zu öffnen.

Eine kleine Bande von Jungen stand vor ihm. Es waren drei der üblichen Straßenbengel mit struppigem Haar und in zu kurzen Hosen, unter denen ihre schmutzigen Knöchel und die löchrigen Stiefel zum Vorschein kamen. Allen dreien liefen die Nasen, und ihre Gesichter waren schmutzig. Preston setzte sich gerader hin.

Sogleich wichen zwei der Jungen zurück, wohingegen sich der dritte nicht von der Stelle bewegte und auf das Abzeichen an Prestons Kragen zeigte. »Sie sind ein Offizier.« Dem Kleinen fehlte ein Schneidezahn ganz, und der andere war abgebrochen, sodass er beim Sprechen lispelte.

Preston lächelte. »Natürlich.«

Der Bengel grinste ihn an. »Haben Sie jemanden umgebracht?«

Einer der anderen fragte aus sicherer Entfernung: »Haben Sie? Haben Sie ein paar Hunnen getötet?«

»Habe ich.« Preston lehnte sich vor, und die Jungen machten große Augen. Lächelnd ergänzte er: »Soll ich euch zeigen, wie?«

Drei Münder wurden vor Staunen weit aufgerissen. Preston lachte. Mit der linken Hand griff er nach dem Arm des Jungen vor ihn, drehte ihn um und hielt ihn fest an seine Brust, während er mit der anderen Hand den hageren Hals des Kleinen umfing. Der Junge schrie auf und würgte, als Prestons Daumen und Zeigefinger seine Kehle zusammendrückten. Preston hob ihn hoch und bog seinen Hals nach hinten. Der Bengel stank nach Schmutz und ranzigem Fett. Er trat um sich und zerrte verzweifelt an Prestons Arm.

Einer der anderen Jungen rief: »Hey, Mister! Tun Sie Jackie nichts. Er ist ...«

»Es heißt Captain«, sagte Preston und drückte fester zu. Jackies schmierige Hände krallten sich in seinen Ärmel. Die Tritte wurden schwächer, sodass die zerfetzten Stiefel nur noch träge um Prestons Knie schwenkten. »So macht man das, Jungs.«

»Lassen Sie ihn los!«, kreischte einer der Bengel. Beide fingen an zu weinen. Es war ein hässliches Geheul mit ausgesperrten Mündern, das den Dreck und Schnodder in ihren Gesichtern noch schlimmer aussehen ließ.

Jackies Füße zuckten, und seine Finger kratzten hilflos an Prestons Arm. Sein Japsen erstarb, als Preston die Finger weiter zusammendrückte.

Preston bemerkte, dass ihn die Dockarbeiter in der Nähe beobachteten, die vom Heulen der Jungen auf ihn aufmerk-

sam wurden. Nachdem er Jackie noch ein letztes Mal die Gurgel zugeedrückt hatte, ließ er ihn los. Der Junge fiel auf die Knie, krabbelte über das Pflaster weg und rang derweil laut nach Luft. Seine Freunde langten nach ihm und zogen ihn zwischen sich nach oben. Mit weißen Lippen und panikverzerrter Fratze stützte Jackie sich auf sie.

»Hey!«, schluchzte einer der Bengel. »Was soll das denn?«

Preston lachte leise vor sich hin, als er aufstand. Die Jungen wichen zurück und klammerten sich in dieser entzückenden Art der Hilflosen aneinander. Die Vertrautheit dieser Geste erregte Preston, so unwürdig diese Gegner auch sein mochten.

»Unheimlich, was?«, fragte er.

Einer der Jungen schrie: »Was soll unheimlich sein?«

Preston grinste nicht mehr und antwortete streng: »Menschen töten. Das ist kein Witz.«

»Er hat auch keine Witze gemacht!«

Jackie schniefte. »Sie haben mir wehgetan, Mister.«

Einer der anderen sagte: »Captain, Jackie. Er ist ein Captain.«

Preston nickte. »Recht so, Bürschchen. Captain.« Er tippte sich an seine Mütze. »Ihr habt eben etwas gelernt, Jungs. Vergesst das nicht.« Er machte auf dem Absatz kehrt. Nun fühlte er sich voller Leben. Ja, dies war ein glücklicher Tag. Ein guter Tag, um zu entscheiden, was er als Nächstes tun wollte.